

# Die alte Strohütte

Autor(en): **Dietschi, Willy**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Oltner Neujahrsblätter**

Band (Jahr): **35 (1977)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-658874>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Die alte Strohütte

Von Willy Dietschi, Solothurn

Vor Jahren stand an der Aarburgerstrasse in Olten («ennet der Aare», wie da das rechte Aareufer genannt wird), unmittelbar oberhalb des jetzigen Strub'schen Hauses\*, die alte, mächtige, sogenannte «Jean Meier'sche Strohütte». Sie bestand aus Stallungen, Scheunen und einem gegen Westen an die Strasse anstossenden Bauernhaus. Das Ganze überdeckt mit einem gewaltigen moosbewachsenen Strohdach; das Gebäude, fast ausschliesslich aus Holz erstellt, war ziemlich verwittert. Mit Ausnahme des Daches war wohl jahrzehntelang nichts daran gebaut und ausgebessert worden. Es stand da als ein Denkmal urwüchsiger einfacher Bauernwirtschaft aus ferner grauer Zeit, das in das aufblühende Olten je länger je weniger passte und sich über sein unzeitgemäßes Äusseres in den Boden hinein verkriechen wollte.

In einem anonymen Artikel im «Oltner Tagblatt» gedenkt ein Oltner der ältern Generation anno 1918 als 70jähriger jener alten Strohütte, die ihm zeitlebens in Erinnerung blieb.

«Für uns Buben, zur Zeit der zweiten Hälfte der 1850er Jahre, war diese Strohütte ein auserlesenes Forschungs- und Entdeckungsgebiet und eine gar nicht zu unterschätzende Bildungsstätte. Ohne Spass: eine Bildungsstätte des praktischen Lebens. Für die Theorie sorgten unsere Schulmeister fast mehr als genug. Ach, gedenke ich jener ersten Schuljahre mit den drei Nachmittagsstunden im schwülen Sommer, wenn draussen der blaue Himmel lachte und die helle Sonne in die dunstige Schulstube mit über 90 Kindern hineinschien, dann «liegt's wie Alpdruck auf dem Herzen, liegt's wie Mühlstein mir im Magen, ist der Kopf wie brettvernagelt».

Die Strohütte war eine kurzweiligere Lehrmeisterin. In ihren Ställen stand eine ansehnliche Anzahl währschafter Kühe. Wir waren dabei,

wenn sie besorgt, gefüttert, gemolken wurden. Wir fuhren mit aufs Feld, um Grünfutter hereinzuholen. Wir erlebten den Heuet und die Ernte. Wir waren des Jubels voll, wenn wir auf hohen schwankenden Heu- oder Getreidefudern mit heimfahren durften. Auch jetzt noch, in meinen alten Tagen, wenn jeweilen der erste köstliche Heuduft über Feld und Wiesen schwebt und bis in die Städte hinein den Sommer verkündet, steht die altersgraue Strohütte klar und deutlich vor meinen Augen, ein liebes Bild aus schöner Jugendzeit.

Was wir dabei gelernt haben? Je nun, manches, wovon man in der Schule nichts vernimmt und das doch nicht unnütz ist. Wir lernten die Feldfrüchte, Getreidearten und Futtergräser kennen und erhielten Einblick in den bäuerlichen Gewerbebetrieb, wozu wir Stadtbuben später kaum mehr gekommen wären. Ich hätte das nie missen mögen, so wenig als meine Bekanntschaft mit den Bauersleuten aus dem Gäu, dem Gösger- und dem Niederamt und den vielen Eisenbahnarbeitern, die in meiner Mutters kleinem Spezialeigengeschäfte verkehrten, deren Sorgen und Mühen ich so kennen und verstehen lernte. Erinnerungen, die mir zu einer gerechten Beurteilung der Klassen- und Standesstreitigkeiten, die heute das öffentliche Leben beherrschen, stets von grossem Werte waren. Wie einfach und bescheiden war doch damals die Lebenshaltung der Oltner Bürgerschaft in bezug auf Nahrung, Kleidung und Wohnung, wie viel einfacher und bescheidener noch diejenige der Landleute, vorab der Kleinbauern und landwirtschaftlichen Arbeiter. Man macht sich heute kaum mehr einen rechten Begriff davon.

Der Verdienst, der durch den Bau und Betrieb der Zentralbahn, insbesondere durch die Zentralbahnwerkstätte der Bevölkerung von Olten und Umgebung zufloss, wurde trotz der nach heutiger Auffassung sehr bescheidenen Löhne, mit ungeteilter, grosser Freude als ein wahres Glück be-

\* nunmehr im Besitze von Dr. med. Alfons Belser

grüsst. Er half die wirtschaftlichen Verhältnisse, vorab des ärmeren Volkes verbessern. Und als dann, durch das neue Verkehrsmittel angeregt, Handel und Industrie sich mächtig zu entwickeln begannen, machte sich nach und nach ein vermehrter Wohlstand geltend, der aus den rasch aufblühenden Ortschaften, der Stadt Olten und der umliegenden Dörfer, leicht zu erkennen war. Das heutige Olten gleicht demjenigen vor 60 Jahren wenig mehr, und einen ähnlichen Unterschied weisen die Dörfer auf. Ich brauche zum Beispiel nur an Wolfwil zu denken oder Egerkingen («wo d'Bättler über d'Heg us springe»), wie es damals hiess) oder gar an Schönenwerd, diese schönen, sauberen Ortschaften von heute, und die Bilder von einst und jetzt einander gegenüberstellen, so zeigt sich eine geradezu erstaunliche Entwicklung nach aufwärts. Ich bin weit davon entfernt, etwa als unbedingter Lobredner der Jetzt-Zeit auftreten zu wollen. Ich kenne die schweren und schlimmen Begleiterscheinungen der immer noch zunehmenden Industrialisierung unseres Landes sehr wohl. Je stärker das Licht, umso tiefer der Schatten. Aber es ist von Nutzen, etwa einmal einen Rückblick in die Vergangenheit zu tun; es hilft gerechter urteilen.

Über den Stallungen der Strohhütte dehnten sich die Heu- und Stroh Bühnen bis unter den Dachfirst aus; weite halbdunkle Räume. Das Gebälke kohlschwarz. Es muss früher der Rauch aus dem Wohnhaus einfach durch das Dach abgezogen sein. Es gab da kaum einen Winkel, den wir nicht durchstöbert hätten. Wie oft krochen wir in dieser gespenstigen Düsterteit herum mit etwas graulich-gruseligen Anwandlungen. Gewiss nicht zum Ergötzen unserer Mütter, die für unsere allerdings fast mehr als einfachen Kleider zu sorgen hatten. Manchen Riss und manches «Brämi» hat es abgesetzt. Gut, wenn es dabei sein Bewenden hatte; dann und wann ging es aber auch etwas tiefer, bis in die Haut. Als einmal das Strohdach teilweise erneuert wurde, schien es uns, es wäre ein flotter Sport, sitzend über die frische glatte Strohfäche hinunterzurutschen und sich unten in das aufgehäufte alte Dachstroh plumpsen zu lassen. Das ging ausgezeichnet, einmal, zweimal. Das dritte Mal jedoch hatte ich das Gefühl, auf etwas Hartes aufgesessen zu sein und bemerkte mit Schrecken, dass mir eine der gespitzten Haselruten, die zum Festhalten des Stroh auf dem Dache verwendet werden, ziemlich in der hintern Muskulatur stak. Mit einiger Anstrengung zog ich den Pfahl aus dem Fleisch und trat den Rückzug nach Hause an. Unter der sorgsamten Pflege meiner guten Mutter war der Schaden in wenigen Tagen wieder behoben. Ein edlerer Körperteil war nicht verletzt. In dem kleineren Stalle mitten im Gebäude, der

sonst nicht benützt wurde, standen eines Tages zwei prächtige arabische Pferde. Grosse Aufregung unter uns und aufs höchste gespannte Neugierde! Es waren die Reitpferde des in französischen Diensten stehenden Obersten Meier von Olten. (Bonaventur Meier, geb. den 5. Januar 1804, Bruder des Strohhausbesitzers Jean Meier, der seinen Urlaub in der Heimatstadt zubrachte.) Er war ein feiner, elegant gekleideter Herr mit kurzgeschnorenem, leicht ergrautem schwarzem Haupt- und Barthaar und dunklen scharfen Augen. Im Knopfloch das rote Abzeichen der französischen Ehrenlegion. Der Typus eines flotten französischen Offiziers. Oberst Meier ist schon im Jahre 1820, erst 16 Jahre alt, als Freiwilliger in den französischen Militärdienst eingetreten und hat sich rasch und ehrenvoll von Stufe zu Stufe emporgearbeitet. Er machte mehrere Feldzüge mit, meistens in Afrika, aber auch in Spanien während mehreren Jahren, und wurde seiner hervorragenden Tapferkeit wegen vielfach ruhmvoll erwähnt und mit militärischen Auszeichnungen bedacht. Aber auch in seinem Heimatland war er einige Zeit als Offizier tätig. (Z. B. als eidgen. Oberstleutnant und Militärinspektor des Kantons Solothurn, 1839.) Im Jahre 1859 trat er in den Ruhestand und liess sich dauernd in Olten nieder bis zu seinem Tode am 8. Februar 1865.

Wieder hatte er sein Pferd im gleichen Stalle untergebracht. Ich sah oft zu, wie er eigenhändig seinen braunen Hengst sattelte und dann, regelmässig jeden Abend, auf sein Landgut am Dürrenberg bei Trimbach ritt.

Der merkwürdigste Teil der Strohhütte war das ziemlich auffällige Wohnhaus, das vom Eigentümer längst nicht mehr bewohnt, sondern an Dritte vermietet war. In einer kleinen nach Süden hin gelegenen Wohnung zu ebener Erde lebte eine arme Familie mit vielen Kindern. Trotz der günstigen Lage vermochte gleichwohl kein Sonnenstrahl in die Zimmer hineinzudringen, denn das Strohdach reichte so weit über die Fenster hinunter, dass es mit der Hand zu erreichen war. Aber auch sonst hätte da zugetroffen, was Vater Adrian von Arx einmal an einer Schulfestrede ausgesprochen hatte: «Durch feuchte Mauern und trübe Scheiben scheint die Sonne keinem ins Herz hinein.» Ein Knabe dieser Familie war mein Schulgenosse, mit dem ich dann und wann in die Wohnung hineinkam. Eine rauchgeschwärmte Küche, eine luft- und lichtarme Wohnstube, dahinter ein ebensolches kleineres Schlafgemach, darinnen eine Reihe von Kindern bis zum Säugling hinunter in schlechter Luft, wie es bei ungenügender frischer Wäsche und anderem erklärlich war. Das alles hat meiner Freundschaft zu meinem Schulkameraden nicht im geringsten

Abbruch getan. Standes- oder Klassenunterschiede spielten da keine Rolle. Wir gingen eben miteinander in die Schule und deshalb waren wir Kameraden. Das Gute wird unserer obligatorischen Staatsschule niemand abstreiten können, dass sie die Kinder aller Glaubensbekenntnisse, aller Klassen und Stände miteinander in Berührung bringt und ihnen Gelegenheit gibt, sich kennen und – lieben zu lernen. Eine fruchtbare Pflanzstätte echter Demokratie. Ich müsste lügen, wollte ich behaupten, dass ich nicht mit Freude an die Schulkameraden jener Zeit zurückdächte oder dass ich etwa den Eindruck erhalten hätte, es sei der Prozentsatz an Lausbuben bei den Kindern vermöglicherer Familien geringer gewesen als bei denjenigen, die aus dürftigeren Kreisen stammten.

In dem nach Norden gelegenen Teile des Bauernhauses, vor dem sich ein mächtiger Miststock ausbreitete, wohnte ein Junggeselle, ein richtiger Eigenbrötler. Ein Mann von mittleren Jahren, mit scharfen Gesichtszügen und gescheiten hellblauen Augen. Wir kannten ihn nur unter dem Namen «Xudi»; sein eigentlicher Name war Alexander Disteli aus altem Oltner Bürgergeschlecht. Er war Kleinmechaniker, und zwar ein äusserst geschickter. Alles verstand er zu reparieren, und darin bestand auch sein eigentlicher Gewerbebetrieb. Seine Werkstätte war ihm zugleich Wohnzimmer und Küche. Daneben ein kleinerer Raum, worin er seine Schlafstätte aufgeschlagen hatte. Inmitten der ringsum aufgestapelten Maschinen und Maschinenteile, die auf die heilende Hand des Meisters warteten, stand ein kleiner eiserner Ofen, auf dem Xudi seine Mahlzeiten kochte. Das nahm jeweilen meine ganz besondere Aufmerksamkeit in Anspruch. Aber der Speisezettel ist mir rätselhaft geblieben. Auf Gelderwerb ging unser Freund nicht aus. Er lebte von der Hand in den Mund. Hatte er sein Essen und seine notdürftigen Kleider, so genügte ihm das; mehr bedurfte er nicht. Und ging erst die Jagd auf im Herbst, trari-trara, dann war Xudi, ein leidenschaftlicher Jäger, wochenlang in seiner Boutique nicht mehr zu finden.

Dieser Xudi war der Sohn des Seidenfabrikanten Urs Martin Disteli und der jüngere Bruder des berühmten Malers und Zeichners Martin Disteli. Über den Vater, früher ein sehr vermöglicher Mann, war infolge gewagter fehlgeschlagener Spekulationen der finanzielle Ruin hereingebrochen, und er musste mit seiner Familie aus dem von ihm gebauten schönen Haus, das jetzt dem Herrn Albert Strub gehört, in die alte Strohhütte nebenan übersiedeln. Das mag ein trauriger Umzug gewesen sein!



*Ständerat Oskar Munzinger †*

Als Martin Disteli, der nachmalige Künstler, von der Universität Jena, die er im Jahre 1820 zum Studium der Philosophie bezogen hatte, nach Hause zurückkehrte, fand er seine Eltern und Geschwister in dieser armseligen Wohnung, in die er nun selber auch einzog. Die reichen Leute waren arm geworden.

Am eidgenössischen Sängerkongress in Olten im Jahre 1860 war die Strohhütte mit folgender, von Dr. Rudolf Oscar Ziegler von Solothurn, damals in Bern, verfassten Inschrift geschmückt:

«Ein Stück von Künstlers Erdenwallen  
Stellt Fremdling, diese Hütte dar;  
Er lebte nicht in Fürstenhallen,  
Der eines Volkes Künstler war! –  
Sein Geist war eine Demantgrube,  
Viel reiche Schätze hob er draus,  
Sein Leib – so arm wie dieses Haus  
Und eine nied're Künstlerstube. –»

Wohl mancher wehmütige Blick wird aus der Hütte hinübergeschweift sein auf das so flotte frühere väterliche Haus, von dem Alois Christen, Strumpffabrikant, in seinen Erinnerungen schrieb:

«Auf dem rechten Aareufer waren neben den alten Strohhütten der Schiffleute in letzter Zeit einige

ansehnliche Gebäude entstanden, wie das im italienischen Stil auf einer schönen Terrasse gebaute Haus des Herrn U. M. Disteli, Fabrikanten, mit der Aufschrift in goldenen Buchstaben: «Soli Deo gloria», mit einem Garten am Ufer der Aare.» –

Das Haus ging dann in den Besitz des Amtschreibers Bernhard Munzinger von Olten und von ihm auf seine Enkel, die Söhne des Victor Munzinger, Gerichtspräsidenten, über, der im Herbst 1853 in noch jungen Jahren in diesem Hause gestorben ist. Von ihnen erwarb es Herr Fabrikant Strub, in dessen Familie es bis heute blieb.

Die Jean Meier'sche Strohhütte aber ist verschwunden. In der Nacht vom 3. auf den 4. Juni 1871 brannte sie nieder. Die Befürchtungen, die in ihrer Nachbarschaft von jeher bestanden, sie könnte einmal in Feuer aufgehen, haben sich erwahrt. Weitern Schaden hat sie indessen nicht angerichtet. Die jüngern Geschlechter wissen nichts von ihr. Die ältern Oltner werden kaum mehr an sie denken. *Ich* werde sie nie vergessen.» Wie mir mein Vater Eugen Dietschi-Kunz eröffnete, handelt es sich beim Verfasser der hier dargelegten Erinnerungsgeschichte um Ständerat Oskar Munzinger sel., der am 18. März 1849 in Balsthal, als achter und jüngster Sohn des angesehenen Gerichtspräsidenten Viktor Munzinger

geboren wurde. Früh verlor er seinen Vater, der nach Olten berufen worden war, so dass seiner Mutter, eine Nichte des Landammanns und Bundesrates Josef Munzinger, die Erziehung der grossen Kinderschar allein oblag. Nach dem Besuch der Oltner Stadtschulen und des Gymnasiums in Solothurn studierte Oskar Munzinger in Heidelberg, Bern, Wien und Genf Jura und bestand 1873 das solothurnische Staatsexamen als Fürsprecher und Notar. Als Mitglied des Kantonsrates, in den ihn das Zutrauen seiner Oltner Mitbürger auch schon im Jahre 1876 berufen hatte, hatte er seine politische Stellung bereits derart gestärkt, dass er nach dem Tode des Landammanns Wilhelm Vigier (18. März 1886) den führenden Kreisen der Feisinnig-demokratischen Partei als der gegebene Nachfolger nicht nur in der Regierung, sondern auch in der Führung der Partei erschien. 1879 wurde er vom Volk in den Nationalrat abgeordnet. Dieses Mandat legte er aus Rücksicht auf seine Anwaltspraxis 1884 nieder; er wurde aber 1886 in den Ständerat gewählt, in dem er bis zu seinem freiwilligen Rücktritt im Jahre 1917 verblieb. Für sein Ansehen zeugt, dass ihm zweimal eine Bundesratskandidatur angetragen wurde. Er hat sie beide Male abgelehnt. Oskar Munzinger starb, 83jährig, am 18. Mai 1932 in Solothurn.